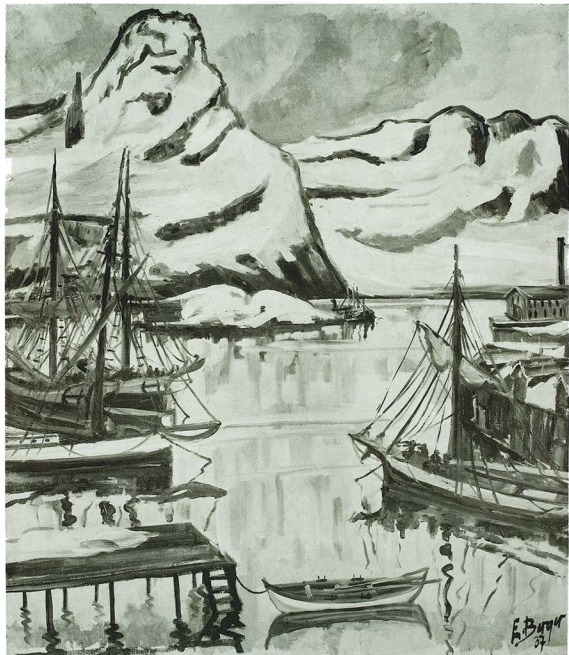


Postort: München

NUMMER 24 / 1937 / PREIS 60 PFENNIG

Sondernummer: Nordische Kunst

Jugend



Königsspitzen (Lofoten)

Einar Berger

Zum Geleit

Von jeher hat der Norden im Leben Europas eine bedeutame Rolle gespielt. Hier stand die Wiege der germanischen Völkerschaften; von hier aus ergoß sich der Strom der Völkerwanderung nach Süden und spülte mit jugendfrischer Kraft Altes und Morsches hinweg. Im Norden Europas schlug germanischer Geist mit der Reformation die erste Schlacht gegen die attferne Startheit römischer Zwangsglaubensfähe. Und hier im Norden erstanden die Vorläufer einer arteigenen Weltbetrachtung, die im neuen Deutschland ihre Vollendung finden wird.

Wenn wir heute mit vermehrter Aufmerksamkeit den Blick nach den Ländern des Nordens richten, so deswegen, weil wir uns der gemeinsamen Blutströme wieder bewußt geworden sind, die uns mit den Bewohnern der Heimat unserer Ahnen verbinden. Die Nordische Gesellschaft bemüht sich daher mit Erfolg zwischen Deutschland und den Ländern des Nordens Verständnis zu wecken und so eine Grundlage gegenseitigen Vertrauens und ehrlcher Freundschaft zu schaffen.

In der Hoffnung, daß dieses Sonderheft der wieder jung gewordenen „Jugend“ zu diesem Ziele beitragen möge, geben wir ihm unsere besten Wünsche mit auf den Weg.

Nordische Gesellschaft / München-Kontor:

Paula

Stella, Vorstand.



Engelbrekt
Engelbrektson

Statue von Carl Eldh
für die Stadt Arboga ausgeführt

GRIPSHOLM – der Schlüssel zu Schwedens Geschichte

Von Signe Bodorff

Im Jahre 1937 feiert das schwedische Stammschloß sein 400jähriges Bestehen. Da es einen guten Einblick in die Geschichte Schwedens gibt, wird unsere Leser diese Arbeit interessieren.

Am Ende einer Bucht des großen Mälarsees, auf einer Insel in anmutiger mittelschwedischer Natur, erheben sich die mächtigen ziegelroten Mauern Gripsholms, des bedeutendsten und erinnerungsreichsten der schwedischen Schlösser.

Seine Geschichte geht bis ins Mittelalter zurück. Schon im 13. Jahrhundert soll ein Ritter eine befestigte Burg auf jener kleinen Insel besessen haben, aber der erste bekannte Besitzer war der Reichstruchseß Bo Jonsson Grip, nach dem das Schloß benannt ist. Dieser besaß zwei Drittel des ganzen Landes und war seinerzeit Schwedens reichster Mann. Bezeichnend hierfür ist die Geschichte, wie er im Jahre 1385 geblendet wurde. Der damalige schwedische König, Albrecht von Mecklenburg, den Befehl erteilte, in Gripsholm vor den Jarlen (den höchsten Reichsbeamten) Rede und Antwort zu stehen. Er veranstaltete ein prächtiges Gastmahl und ließ nach dem Schmaus goldene Teller an die Dienerschaft verteilen. Schweden wurde damals im Anschluß an die Kalmarer Union (1389–1521) von gewählten Königen, meist ausländischer Herkunft, regiert.

Bo Jonssons Burg war wahrscheinlich ein recht ungekünstelter rechteckiger Bau mit einem kräftigen Turm, gelegen innerhalb des jetzigen äußeren Burghofes und von starken Mauern umgeben. Reste dieser Außenmauer liegen eingeprengt in dem niedrigen Flügel, der jetzt u. a. die Kronenküche enthält.

Jene ursprüngliche Burg hatte eine Zugbrücke nach der Landseite hin und den Haupteingang von der Seeseite her durch die sog. Seepforte, die leichter zu verteidigen war. Gripsholm ist, so weit wir wissen, nur ein einziges Mal angegriffen worden, und zwar während der Engelbrechtslehde. Engelbrecht war ein schwedischer Edelmann von außerordentlich vornehmer Gesinnung, der sich an die Spitze der Bauern stellte und die ausländischen Vögte, die die Landbevölkerung unterdrückten und an den Bettelstapel brachten, aus dem Lande vertrieb. Dies geschah im Jahre 1434. Gustav Wasa, der mit klarem Blick die vorzügliche Lage des Platzes erkannte, machte 1526 seine Ansprüche auf Gripsholm geltend und berief sich dabei auf seine Eigenschaft als Sohn eines Neffen des Reichsverwerfers Sten Sture des Älteren. Dieser hatte das Schloß mit den benachbarten Gehöften gekauft und es dem Kartäuserorden geschenkt, der an dem Platze, wo jetzt die Kirche von Mariefred liegt, ein Kloster erbaute. Seit dem genannten Jahre war Gripsholm dauernd in königlichem Besitz.

Gustav Wasa legte den Grund zu dem jetzigen Schloß „am St. Laurentiustage“, dem 10. August 1537. Unter seiner Regierung wurde die Reformation in Schweden durchgeführt, er ließ das Kartäuserkloster abreißen und teilweise aus seinen Steinen das neue Schloß errichten, dessen Bauart man in Schweden den Wassail nennt: noch mittelalterlich, aber mit Zügen der Renaissance. Zwei Reliefs gleich rechts innerhalb des großen Torgebüßes, nämlich ein Marienbild und „die Messe des Gregorius“, stammen von dem abgerissenen Kloster.

Im Jahre 1544 war der Teil des Schlosses, der den Gritpium und den Wasatum nebst den dazwischenliegenden Teilen und die Seite bis zum Theaterum umfaßt, fertiggestellt. Nun feierte Gustav Wasa auf Gripsholm die Einführung des Erbvertrages – vorher war Schweden ein Wahlreich gewesen – durch ein prunkvolles Fest. Der König ging selbst umher und schenkte den Wein ein, während seine geliebte Gemahlin, Königin Margaretha, Süßigkeiten herumreichte. Es ist übrigens ganz unglaublich, was die damaligen Menschen alles verzehren konnten. Wir wissen durch die sorgfältige Rechnungsführung des Königs, der nicht umsonst „der Reichthaushalter“ hieß, daß bei einer Gelegenheit, wo er mit einem Gefolge von 341 Personen sechs Wochen lang auf Gripsholm wohnte, nicht weniger als 239 Tonnen Brot, 691 Fässer Bier, 8 Fässer Butter, 240 Ochsen usw. verbraucht wurden, und trotzdem klagte der König später in einem Brief

an seinen Schloßvogt über die zu knapp berechneten Vorräte, über das saure Bier usw.

Der König von Schweden hatte zu jener Zeit noch keinen Unterhalt in barem Gold, sondern erhielt seine Bezüge in Form von Naturalleistungen, d. h. die Bauern waren verpflichtet, die Königsgüter mit Eßwaren und anderen zum Leben notwendigen Dingen zu versorgen, und so zog der König mit seinem Hof von Schloß zu Schloß, wie ein richtiger Heuschreckenschwarm. Alltags lebte man jedoch sehr einfach, nach jetzigen Begriffen sogar armselig. Ein Mensch von heute verträge gar nicht die Strapazen und Entbehrungen die für die Leute jener Zeit ganz alltägliche Erscheinungen waren. Allein schon die Kälte innerhalb diesen dicken Mauern muß furchtbar gewesen sein, und man versteht beinahe, daß man sich damals zum Schlafengehen nicht ganz überdauerte und daß sogar in den höheren Kreisen mehrere Personen im gleichen Bett schliefen.

Erich XIV., der seinem Vater Gustav Wasa auf dem Throne folgte, sperrte seinen Bruder Johann und dessen polnische Gemahlin auf Gripsholm in Kerkerhaft ein, weil er befürchtete, Johann werde ihm der Krone berauben, was dieser dann auch wirklich tat, als Erich später wahnsinnig wurde. Es handelte sich aber um keine strenge Kerkerhaft, denn anfangs wenigstens wurden den königlichen Gefangenen jeden Mittag zwölf Gerichte aufgetragen, und Herzog Johann, ein gelehrter Schönegeist, erhielt von seinem Bruder große Büchersendungen, Ovid, Cicero, Boccaccio usw.

Er hatte auch eine Hofhaltung von über 100 Personen, das Schloß erzeugte selbst, was es benötigte, und hatte sogar eine eigene Glashütte. Die Kerkerhaft für den armen geistesgestörten, aber hochkultivierten Erich war bedeutend schlimmer. Er wurde in einen halbdunklen Gefängnisturm gesperrt, alles Schreibzeug wurde ihm abgenommen, und die kurzen, oft aus einem einzigen Wort bestehenden Tagebuchvermerke, die er mit einem Stück Kohle an den Rand seines astronomischen Kalenders schrieb, des einzigen ihm belassenden Buches, gehören zu dem Ergreifendsten, das man lesen kann. Das Wort uxor – Gattin – kommt dabei häufig wie ein Ruf der Verzweiflung vor. Es wurde ihm nicht erlaubt, seine Ehegattin zu empfangen.

Karl IX., Gustav Wasas jüngster Sohn, erbte Gripsholm von seiner Mutter und vollendete dessen Ausbau. Er war ein strenger und heftiger Herr, aber derjenige von Gustav Wasas Söhnen, der der kraftvollste und tüchtigste Regent war. Er war dabei äußerst sparsam, und man kann sich sein zorniges Erstaunen vorstellen, als er einmal ein Gastmahl auf Gripsholm veranstalten wollte und in die Schatzkammer hinabstieg, dort aber fand, daß alle Kostbarkeiten verschwunden waren. Diese hatte ein verschlagener norwegischer Abenteurer, Enoch Brandrök, zu sich genommen und war dann rasch auf einem Schiff damit ausgerückt. Es dauerte Jahrelang, bevor der listige Schelm festgenommen und durch Rädern hingerichtet werden konnte. Die Geschichte seiner vielen Streiche und Betrügereien in verschiedenen Ländern ist phantastisch und lustig.

Karl IX. zweite Gemahlin, die gestrenge Frau Korstin, legte rings um das Schloß herum einen Garten an, und ein heute noch Früchte tragender Birnbaum soll aus jenen Tagen stammen. Sie war eine sehr gottesfürchtige Frau, die in ihrem Schlafgemach, wahrscheinlich demjenigen, das jetzt „Schlafzimmer des Königs“ heißt, einen Sarg stehen hatte und sich bisweilen zur Probe in diesen hineinlegte.

Gustav Adolfs schöne, aber überspannte und launenhafte Gemahlin, Maria Eleonora von Brandenburg, hatte Gripsholm als Witwensitz. Es behagte ihr aber nicht in Schweden, und sie fürchtete sich vor dem alten Reichskanzler Axel Oxenstierna, der ihr vergebens ihre unverbeßliche Verschwendungssucht vorwarf, weshalb sie eines schönen Tages unter dem Vorwand, sie wolle sich zu Bußübungen in ihre Gemächer zurückziehen, eine romantische Flucht aus Schweden ins Werk setzte, bei der sie als Bauernmädchen verkleidet war. Allerdings mußte sie nach acht Jahren zurückkommen, denn weder in Dänemark noch in Brandenburg hatte man Lust, sie auf die Dauer zu beherbergen. Hiermit ist die Wasazzeit zu Ende. Der nächste Abschnitt in der Geschichte des Schlosses heißt die Zeit des Leibgedingens oder Karolinische Zeit. Die Gemahlin Karls X. Gustav, Hedwig Eleonora von Holstein-Gottorp, erhielt nämlich Gripsholm als Leibgeding. Während einer Zeitspanne von fünfzig Jahren wohnte sie häufig dort. Sie nahm allerlei Veränderungen vor, ließ das hohe Dach abtragen, ordnete einen Umbau des Dachgeschoßes an und ließ

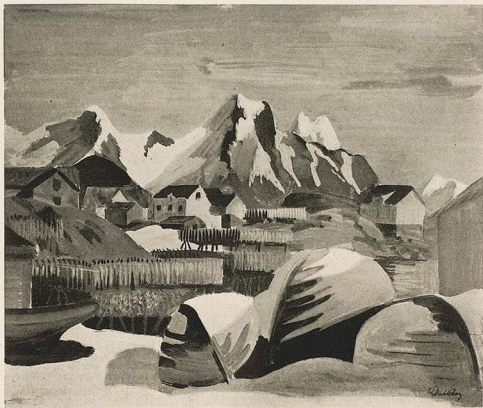


Bild aus Lofoten

Ewald Dahlshög

den sog. Drottning- (Königin-) Flügel anbauen. Auch ihr Sohn Karl XI. und ihr Enkel Karl XII. wohnten zeitweise in dem Schlosse, hinterließen aber keine Spuren in seiner Geschichte.

Mit Gustav III. trat Gripsholm in seine letzte Glanzzeit ein. Dieser König nahm durchgreifende Veränderungen vor, hauptsächlich im Innern. Er plante auch eine Änderung der Fassade sowie den Bau einer großen Monumentaltreppe und ließ den alten Altan im innern Burghof entfernen, der erst in unserer Zeit bei der historischen Restaurierung 1892—98 wieder auferstand. Dem König fehlten jedoch die Mittel zur Durchführung seiner Pläne, und das war sicher ein Glück für die alte Wasaburg. Gustav III. errichtete auch den Kavalierflügel auf dem äußeren Burghof, um Platz für seine Hofherren zu schaffen, die vorher in dem noch heute vorhandenen sog. Königshaus in dem Städtchen Mariefred untergebracht worden waren. Er ließ auch die Kronenkirche in dem Teil einrichten, wo vorher der Schloßhauptmann seine Wohnung gehabt hatte. Denn das mittelalterliche „Feuerhaus“, der Feuergefahr wegen im See auf Pfählen errichtet, die bei niedrigem Wasserstand noch heute teilweise an der Uferbefestigung sichtbar werden, und von wo das Essen durch die Seepforte ins Schloß getragen wurde, war zu un bequem geworden.

Außerdem richtete Gustav III. in dem ehemaligen Kirchturn, dessen kleine Kapelle seit 1738 unbenutzt und verfallen war, nach französischem Muster das reizende kleine Hoftheater ein, das jetzt neben demjenigen von Drottningholm das einzige in seinem ursprünglichen Zustand erhaltene ist und wo noch jetzt bei besonderen Gelegenheiten Musik- und Theaterstücke aus dem 18. Jahrhundert aufgeführt werden. Gustav III. war ein unermüdlicher Schauspieler, Spielfeiler und Verfasser von Theaterstücken. Um Weihnachten 1775 wurden in zwei Wochen nicht weniger als zehn Stücke aufgeführt, und in allen spielte der

König die Hauptrolle. Der Hof war weniger entzückt, und des Königs Schwägerin, die witzige und geistreiche Hedwig Elisabeth Charlotta seufzt in ihren Lebenserinnerungen über „ces éternelles répétitions“ und klagt über das kalte, unbequeme alte „Eulennest“, für das der König mitten im Winter eine so wunderliche Vorliebe bekommen habe.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sowie auch noch später wurde das Schloß ausgebessert, und im Innern fanden mancherlei nicht immer sehr gelungene Veränderungen statt. Während der Jahre 1892—98 wurde Gripsholm nach den damals vorherrschenden geschichtlichen Grundsätzen in seinem ursprünglichen Wasastil wiederhergestellt.

Gripsholm ist nicht nur eines der hervorragendsten Geschichtsdenkmäler Schwedens, sondern bildet jetzt auch den Hauptsammelplatz der dem Schwedischen Staate gehörigen historischen Porträtsammlung, die die größte der Welt ist und über 2000 Stücke umfaßt. Bereits Gustav Wasa besaß eine Sammlung von etwa 60 „Schildereien und Konterfeien“, aber den eigentlichen Grund zu jener Sammlung legte Hedwig Eleonora, die eine starke Verwandtschafts liebe an den Tag legte und ihre Hofmaler, David von Krafft u. a., an die deutschen Duodezfürstenthöfe entsandte, um ihre zahlreichen Verwandten zu malen. Später wurde die Sammlung von König Adolf Fredriks kunstliebender Gattin Lovisa Ulrika, der Lieblingschwester Friedrichs des Großen, und von Gustav III. vermehrt.

Die Sammlung, die viele Gemälde hervorragender in- und ausländischer Meister umfaßt, hat ihren höchsten Wert von personengeschichtlichem Standpunkt und dadurch, daß sie dem Beschauer die Möglichkeit gibt, die Zusammenhänge und Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Fürstenhäusern der einzelnen Länder zu erkennen.



Die alten Segler auf Fahrt

Einar Berger

Die Feuerprobe

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Es ruft Hroff Kraki, der Düne, zu Haut
Seine wilden Berserker: „Wir ziehen hinauf
Zu Adil, dem König der Schweden!
Wir ziehen, zu zahlen blutigen Zoll
Für verweigerten Zins.“ Seine Stimme schwoll,
Wie die Meerflut schwillt, beim Reden.

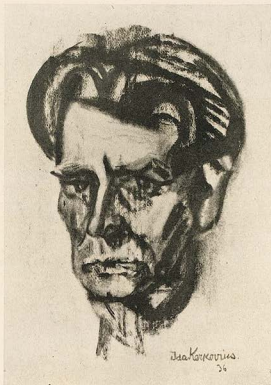
Drachschiffe trugen sie an das Land,
Wo Adil mit seinen Männern stand.
„Wo bleibt der bedungene Lohn
Für die Fyristfelder, wo dir der Sieg
Über Aale ward, weil ich dir half im Krieg!“
— „In der Halle gehäuft liegt er schon.“

Hroff und die Seinen saßen im Saal
Des Adil und tranken beim Königsmahl:
Da schichteten hoch die Scheiter,
die brennenden, Adils Mannen und lachten:
„Berserker, so sagt man, die Flamme verachten!“
— Rot schon glühen die Kleider.

Auf sprang Hroff Kraki und mit ihm alle:
„Zu klein ist das Feuer in Adils Halle!“
— Und warf seinen Schild in die Glut —
„Nicht flieht die Flamme, wer sie bezwingt!“
— Im Sprunge zu sich die andern er winkt —
„Feuer und Blut sind sich gut!“

Stumm und starr vor Entsetzen und Graun
Auf die Berserker die Schweden schau,
Wie sie beschienen vom Schein
Frisch enttauchen den roten Wellen:
„Jetzt erprobet, feige Gesellen,
Selber die purpurne Pein!“

Nackt und waffenlos heben mit Lachen
Hoch die Berserker die Feinde. Mit Krachen
Bersten die brennenden Brünnen.
„Helden hürtet und Prahler verbrennt
Feuer, das heilige Element.“
Höhnend zieht Kraki von hinnen.



Einar Berger

Ida Kerkovius

DER MALER EINAR BERGER

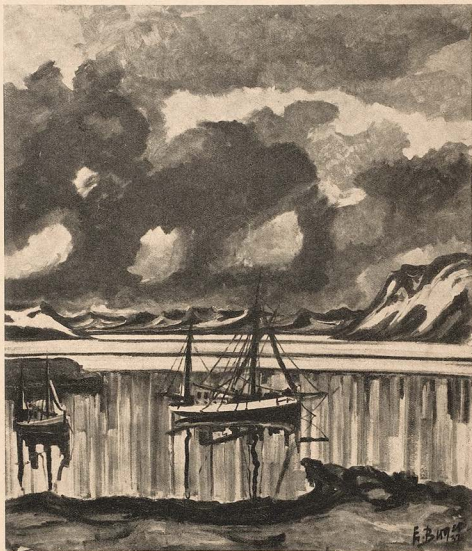
Wo hat man je Bilder gesehen wie die des jungen Norwegers Einar Berger: so brennend in den Farben und so sprühend bewegt in der Form, mit dieser fast naiv anmutenden Ursprünglichkeit, Sicherheit der Strichführung und der kontrapunktischen Farbsatzung dieses Menschen, der vor wenigen Jahren noch ein einfacher Lofotenfischer war und der heute eine der stärksten und hoffnungsvollsten Begabungen des künstlerischen Nordens ist. Unser ewig vergleichender Verstand und zumal der Typ des schlechten Kunstbetrachters, der immer und überall nach Einflüssen und künstlerischen Ahnenreihen sucht, stehen vor den Bildern dieses Mannes bewundernd still. Denn so einmalig die Menschlichkeit dieses Künstlers ist und ihr Weg zur gestalteten Form, so einmalig ist auch diese Form, so einmalig ist seine Kunst.

Einar Berger stammt aus dem äußersten Norden Skandinaviens aus Tromsø. Seine Jugend mag sich in nichts von der anderer Fischersöhne unterschieden haben. Denn das Leben dort ist hart, der Kampf mit dem Meer und die stete Sorge um den Fang, um Wind und Wetter haben die Menschen schwerblütig und wortkarg werden lassen und diese Verschlossenheit ist wohl kein guter Nährboden für die Kunst. Aber irgendwann mußte sich scheinbar diese verhaltene Kraft und dieses durch Jahrhunderte verborgene Lebensgefühl einmal entladen, bei einem dieser Menschen war die Schicht des alltäglichen Daseins, der Brotsorgen und des Lebenskampfes nicht stark genug, um das mächtig gewordene Gefühl länger zurückzuhalten — er explodiert, denn diese Kunst ist zuerst eine Explosion, und er sucht der Qual und dem Glück seines Herzens mit harter Ausdruck zu geben. Er bemalt die Wände seines Fischerzeltes, und er malt, als sei er der erste Mensch, dem die Natur Pinsel und Farben in die Hand gegeben hätte. Er kennt keine Tradition,

weder in der Auswahl seiner Motive, die er überall aus dem Leben greift, noch in der Art, wie er sie darstellt. Er weiß nichts von Kunstrichtungen, die sich in Mitteleuropa streiten und von Maltechnik versteht er herzlich wenig. Wie die Farben aus der Tube kommen, gebraucht er sie, ohne Brechungen, ohne langes Experimentieren, er wagt die wütendsten Farbgegensätze, das brennende Rot eines Segels gegen das Blaugrün des Meeres, reines Gelb neben Blau, aber er zwingt die Kontraste zu einer hinreißenden Harmonie. Später, als er mehr gesehen und gelernt hat, beruhigt sich seine Palette, Zwischentöne und Schattierungen stellen sich ein, seine Bilder werden malerischer und ausgewogener. Immer aber ist in ihnen die ergreifende Inbrunst des eigenen Erlebens, nirgends spürt man einen nur reflektierenden Verstand — wer anders könnte die dramatische Aufgewühltheit des Meeres so malen als einer, der täglich neu den Kampf gegen dieses Meer führen muß, dem es bitterster Feind und einziger Freund zugleich ist, wer anders könnte Schiffe malen, die keine toten Werkzeuge des Menschen mehr sind, sondern lebendige Geschöpfe, die verzweifelt gegen Gisch und Brandung anlaufen, deren Masten und Rahen im Sturmwind ächzen und sich winden, und auf deren Segeln das zauberhafte Licht eines nördlichen Abends spielt, wann sie müde nach getaner Arbeit in ihren Hafen zurückkehren. Dieses Einssein des Künstlers mit der Natur und mit seiner Lebenswelt ist die eigentliche Ursache für die innere Größe der Kunst des Lofotenfischers Einar Berger.

Eine Ausstellung von Gemälden Bergers veranstaltet die Kunsthandlung Theodor Heller am Odeonsplatz in München in Verbindung mit dem Münchener Kontor der Nordischen Gesellschaft vom 12. Juni bis zum 31. Juli 1937.

Henri Nannen



Morgenstimmung

Einar Berger

TORSTEN BOBERG:

Als Renhüter im Hochfjäll

Es war ein so stiller, wehmütiger Spätsommerabend, an dem der erste Schatten von Herbst und Tod über die Welt zu gleiten scheint, und Luft und Erde irgendwie von einem ernsten weisen Sinn erfüllt sind. Wir saßen an einem Felsblock draußen im weiten Fjäll ein paar Meilen südlich vom Gubbatal. Neben uns lag die Renherde ganz still wie ein Teil der öden grauen Landschaft. Vorige Nacht hatte Nils Theodor in den dunkelsten Stunden Wache gehalten, während ich ab und an in leichten Schlaf

gefallen war. Jetzt war Nils Theodor an der Reihe zu schlafen, und ich hatte die Verantwortung für die Rener.

Nils Theodor streckte sich mit dem Rocke über dem Kopfe auf dem Boden aus und schlief sofort ein. Und die Nacht brach herein. Man spürte, wie die herbstliche dämmerblaue Stille mit lautlosem Schritt geschlichen kam, wie sie die ganze Gebirgswelt umschloß und alles Leben rings in der Weite dämpfte. Die Sterne erglommen fast unmerklich über uns, und die tiefen



Eintellende Wildgänse

Bruno Liljefors

Atemzüge Nils Theodor verstärkten nur noch den Eindruck nächtlichen Friedens. Ein kleiner Bergsee blinkte wie eine hell glänzende Scheibe in der Ferne, und einige moosgrüne Felsblöcke neben uns zeichneten sich wie große geschweifte Elchrücken gegen den Himmel ab.

Nils Theodor hatte vorher aus Spielerei an einem trockenen Holzstück geschnitzt, das wir mitgebracht hatten. Erst hatte er die eine Seite ganz glatt geschnitten und dann mit dem Messer ein paar Worte auf lappisch hineingeritzt. „Tjapies dälkie“ (schönes Wetter) stand dort ganz deutlich. Ich hatte nachher noch einen kleinen Zusatz gemacht und Datum und Jahr zum Text hinzugefügt und dann das Holzstück beiseite geworfen.

Das Holzstück schimmerte wie Metall, als es da in einiger Entfernung vor mir lag, und wurde irgendwie der Mittelpunkt des kleinen Kreises, den meine Augen umspannen konnten, als die Nacht dichter herabsank. Mir kam der Gedanke, daß das Stück von einem Leuchtholztamm genommen sein mußte, und ich sammelte die trockenen glänzenden Späne, die auf dem Boden rings zerstreut lagen, um sie beim nächsten Feueranzünden zu benutzen. Dann steckte ich mir die Pfeife an und lehnte mich mit dem Rücken gegen den Felsblock.

Da muß ich wohl einen Augenblick eingenickt sein. Als ich erwachte, lag die Pfeife erloschen neben mir. Die Luft war noch lau, aber ein schwacher Windzug ging über die Fjälle und kühlte mir etwas die Wangen. Die Renner hatten begonnen, sich zu bewegen. Nicht daß sie den Fleck verlassen hätten. Sie waren nur aufgestanden und hatten sich zusammengedrängt, — ich sah gegen den Nachthimmel einen dichten Wald von Geweihen. Aus der Herde klang ein dumpfes Geräusch.

Ich weckte den Hund, der neben mir lag, zog fest am Koppel, das um seinen Hals befestigt war. Der Hund reckte langsam den Kopf, und als ich mich über ihn bogte, konnte ich spüren, daß sich seine Schnauzenlöcher ein paar Mal weiteten und schlossen. Dann rollte er sich wieder zusammen, um weiterzuschlafen. Es war offenbar nichts Verdächtiges in der Nähe.

Auf dem Erdboden leuchtete das Holzstück jetzt in der tief-schwarzen Nacht noch stärker als zuvor mit fast glühendem Schein. Das Holzstück war der gegebene Ausgangspunkt für

meinen Blick, wenn ich das Dunkel zu durchspüren suchte; es gab dem leeren formlosen Dunkel, das mich umwob, etwas Wirklichkeit. Dahinter konnte ich einen Rand des Geländes sehen, — drei Grasblüten, die sich ein Stück über den Boden erhoben. Etwas anderes zu unterscheiden war unmöglich. Ich schloß die Augen und lauschte, schaltete den Gesichtssinn ganz aus, um stattdessen die Empfänglichkeit des Gehörs zu vermehren. Aber ich hörte nichts als das Flüstern der wehenden Grashalme und hin und wieder das leichte Trampeln von Rentierhufen.

Nun hätte ich doch eigentlich Alarm schlagen müssen, die leichte Unruhe in der Herde hätte mich auf die Beine bringen müssen. Aber wenn sich die Brunstzeit und Herbst nähern, ist immer mehr Leben in der Renherde. Die Renhirsche haben sich dies und jenes zu sagen — kleine Auseinandersetzungen, die sie nicht untereinander abmachen, — und daß eine Geweihkronen in nicht eben freundschaftlicher Weise gegen eine andere stößt, ist fürwahr keine Seltenheit. Hier fanden jedoch keine solchen Auseinandersetzungen statt, er herrschte im Gegenteil eine ungewöhnliche Eintracht unter den Tieren. Sie sammelten sich alle gegen eine äußere Gefahr, aber das merkte ich nicht im Dunkeln. Gäbe ich dem Hund einen Startbefehl, so hätte dies nur zur Folge, daß das Rennudel in schnellem Tempo flüchtig würde und sich vielleicht in der Nacht zerstreute. Das wollte ich nicht wagen, da sich die Tiere ganz in unserer Nähe beisammen aufliefen. Es verging eine Weile. Alles war still. Die Nacht wurde immer dunkler.

Allmählich hatten sich meine Augen in die Dunkelheit gewöhnt. Einige Geweihe und Köpfe der Renner waren noch gegen den Himmel zu sehen, wenn ich den Blick scharf in das kohlschwarze Dunkel bohrte.

Jetzt krachte es auf einmal in der Herde und ich sah, wie der Wald von Geweihen hin und her wogte. Wieder war es still, aber dem leeren Nichts irgendwo zwischen Erde und Himmelszelt kam ein schwaches Knistern wie von kleinen sprühenden Funken.

Ich schloß wieder die Augen und versuchte, mich von allen anderen Eindrücken frei zu machen. Endlich kam ich zur vollen Gewißheit, daß keine Gefahr im Anzuge sein könnte, da der Hund nicht laut gegeben hatte. Ich glitt in einen stillen Halbschlaf, nachdem ich mir eingeredet hatte, daß meine Sinne von allem Lauschen und Starren überempfindlich geworden seien.

Eine neue Bewegung der Renherde ließ mich wieder aufsehen. Meine Augen suchten zuerst das Holzstück. Es glänzte wie zuvor am Erdboden und die drei Grasblüten erhoben sich dahinter wie vorher. Aber da war etwas im Gelände, was dort nicht hingehörte: Etwas hatte sich bei den Blüten verändert. Die kleine Mulde zwischen zwei von ihnen schien flacher geworden zu sein, sie ging nicht mehr so tief in den Boden wie vorher, sie hatte sich gehoben und war etwas gerader geworden. Und der Geweihwald der Renner war noch mehr zusammengedrängt, man konnte ihn nur wie eine schwache Verdichtung des Nachtdunkels sehen.

Mit einem Schlage war ich völlig wach und auf den Beinen. Ich brüllte den Hund an und raste zu den Blüten. Da glitt ein Tier schnell auf und davon und verschwand lautlos im Dunkel.

Der Vielfraß hatte dort flach wie ein Schatten auf dem Boden gelegen. Um ihn zu empfangen, hatten die großen Renhirsche mit gesenkten Köpfen gestanden, bereit auf den Angriff, der sicherlich nicht ausblieben wäre, wenn ich noch einige Augenblicke mit dem Aufspringen gezögert hätte.

Jetzt ging Nils Theodor und ich als Wächter an jeder Seite der Herde, die nun recht schnell in südlicher Richtung dem schwachen Winde entgegenzog, bis das Morgengrauen im Osten zu erwachen begann. Da zeigte sich, daß mehrere Renner in dem Durch-einander des Aufbruchs abhanden gekommen waren. Wir fanden die Tiere im Laufe des Tages wieder und konnten am selben Abend die Herde so gut wie vollzählig an Ante Fjeldmoen und Christian Sunne abliefern, als diese auf die Fjälle kamen, um uns beim Rennhüten abzulösen.



Elen-Studie in Bronze

Karl Milles

(Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne.)



Stille im Hafen

Einar Berger

ERIK TAVAN:

Durch schwedischen Schnee

Kopenhagen

Nicht einmal den Schlaf reibt sich die große Stadt noch aus den Augen. Die Lichtreklamen, die sonst diese Stadt so lebendig machen, sind erloschen und ob die Sonne durch die Nebelwand des neuen Tages hindurchdringen wird, ist noch ungewiß. Selbst die große Springuhr schläft noch und weigert sich, die rinnenden Minuten anzuzeigen. Der Nebel klebt sich auf die Kleider, vermischt sich mit dem Rauchquahl einer langsam sich vorwärts-schiebenden Lokomotive, die nach vielem Ächzen und Stöhnen endlich den Hafen erreicht. Die grünen und roten Wachlichter und auch der Scheinwerfer mühen sich hart, die diesige Luft des Morgennebels zu durchdringen.

Fähre

Ein schwedischer Stuart grüßt, das Schiff fährt lautlos durch den dunklen Spiegel — — —

...Gedämpftes Lampenlicht, Lederstühle, die wie Zeugen alter

Adelsgeschlechter dastehen, und guter Kaffee breiten einen Duft von Behaglichkeit aus, der wohltuend wirkt.

Dunkler Spiegel, Bindung zwischen Licht und Licht, die Schraube durchwühlt die Stille und vom Lande der Vertrautheit, Verschlagenheit und auch der geraden Bäuerlichkeit treibt sie durch flackernde und stetige Lichter ins „Kungliga Land“! Ja, ist es ein königliches Land? Doch, wenn man nicht die Plötzlichkeit des Eindrucks, die Zufälligkeit der Begegnung zur Norm nimmt, sondern jedes Land in der Idee und in seinen Trägern sich auswirken läßt, dann ist Schweden auch ein königliches Land. —

Fahrt

Ein vereister Zug treibt vorwärts. Immer leiser wurde das Land, immer ruhiger der Wald — die weiße Decke höher, die roten Häuser grüßen nur mit kleinen Flächen. Hundert Glocken läuteten ins Land hinein — Pelzmützen bewegten sich auf einsamen Wegen, ruhig, mit der schwedischen Krone behaftet, steht sie selbst auf dem Kopf des Stationsvorstehers!

März — sonst riecht man schon den Frühling —. Hier ist man im neuen Märchen. Der Zug drängt sich durch die weißen Massen, die steil ihre Hänge zu den Geleisen schrägen. Die Felsen treten zurück, und geballte Steinmassen wälzen sich entgegen. Das Brausen des Zuges gibt mit dem reißenden Mälar einen guten Akkord. —

Stockholm

Wo sind die drei Kronen? — Der leichte Turm der Storkirka und der gute Gruß der deutschen Gemeindekirche? Nebel hängt über den Türmen —, schwere Flocken fallen, der Hafen ist voll Eis — weiße Pelzschuhe huschen durch den Morast — kleine runde Pelzmützen decken schelmische Stirnen. Von den Autos spritzt es ab wie Gisch — Möven schwenken vergebens zwischen den Eisschollen — — leise aber flammen Lichter auf unter dem Nebel und ziehen den Weg zum Schloß. Sie bleibt auch mit dem tiefen Himmel die königliche Stadt.

Bränta Tomten und Bäka-Hästen empfangen einen gern — Kerzenlicht umflängt einen, der herbstliche Duft von Mayonnaisen und Salaten mischt sich mit dem Dampf des Kaffees, und wieder sitzt man an einem der alten Bauernstische. Da leuchtet ein Renaissance-Bild entgegen, dort wächst ein altes Henkerschwert aus der Mitte eines Tisches. Ward es in Stockholm benutzt oder sprach man in Palermo oder in Florenz mit ihm Recht? Aus einem kleinen Kupferkessel steigt der Kaffee — Nebel — Nebel — Nebel.

Ist Karl XII. vom Postament gestiegen und sausen seine Reiter übers Schloß? Stück für Stück eines Lebens rollt über den Tisch. Die Kerzen flackern weiter — — Nebel — Nebel.

Der Nebel ist fort, Sterne grüßen den Weg und wieder denkt man an die hellen Nächte, an die Freude dieser Stadt, die aus den Räumen in die Straßen dringt, den Schären zueilt und jubelnd den großen Tag der Sonne feiert — —

Eine Saga ist zu Ende

Im Dramatischen Theater grüßt einen beim Eintritt der mächtig zerzauste Kopf Strindbergs in der Plastik von Tore Jern, aus dem Jahre 1911. — Drinnen spielt Harriet Bosse die Aenkegravinna Märta Donna — sie war einmal Strindbergs Frau —. Die Büste der Lagerlöf trägt einen Lorbeerkranz, und die Marmorzüge der Ristori blicken traumfaint in das Jugendstilfoyer, überreich an Marmor, bescheiden an Gold.

Drinnen im Theater hängt ein eigener Vorhang. Darauf sieht man Ekby, verschnittene Wälder, die Kirche von Husaby, Bergsgård, Borge, die Eisenhämmer und den blauen Fluß von Värmland.

Der Vorhang hebt sich dreizehnmal und Wirklichkeit geworden wandert Gösta Berling umher, wird von der Majorin aufgenommen, alle Kavaliere sitzen um den Tisch, ihr fröhliches Leben führend, ja und Sintram kommt leibhaftig mit Pferdefuß und Schweiß. Hei, und da saust in die Unendlichkeit die Gräfin Donna mit Gösta durch die Schneenacht — und im Kreise der Kavaliere stirbt die Majorin —, Ja, die Saga von Gösta Berling ist leibhaftig geworden, aber trotz aller Verdichtungsversuche

flattern nur 13 Szenen umher, da und dort uns freundlich an das große Epos erinnernd. — —

Verehrte Frau Lagerlöf! Alle sind wir einst mit Ihnen gewandert durch die Wälder von Ekby, saßen am Tisch in der Schmiede, und zwischen uns wie im Dunst des Pfeifenrauchs und des Punschessprachen und blickten sie umher: der Oberst Behrencreutz, Kevenhüller, Liljecrona und nie hörten wir Beethovens schöne spielen als von Löwenborg auf dem stummen Klavier. Sintram war Teufel, Waldschrott, Bergrieße, Kavaliere, ja, man konnte der leibhaftigen Bosheit alle Gesichte geben, die man nur selbst denken konnte, und die Gräfin Donna war ein feines altenglisches Pastell und Marianne Sinclair ein Wesen, von dem man nur den Schleier in der Hand hielt, wenn man nach ihm laßte. Die Majorin aber, sie war der riesige Wald Schwedens, sie war die Birke Dalernes — der Granit, auf der die Mälarkönigin eingewurzelt ist — war Mensch und Sinnbild — im Schein der Festkerzen und im dunklen Glanz der Waldeinsamkeit.

Nun haben alle ihre Geister Kleider bekommen, die Gesichter wurden frisch und rot oder bleich und fahl. An den Gestalten hängen Bärte und Kleider, und alle sind sie atmende Kreaturen geworden, laufen umher und sagen ihre Erzählungen — Eine Saga wurde Wirklichkeit, die Kleidung hat den Gösta und die anderen nackt gemacht... Aber wir werden uns weiter die Traumgestalten bilden, die Sie uns in der Saga gegeben haben und ihnen immer den tiefen Dank sagen für einen wunderbar feinen schwedischen handgewebten Teppich, der alles Feuer und alles Licht verträgt, nur die kalten Scheinwerfer der Bühne nicht... — Tora Tejlle spielte die Majorin — die schönste Frau Schwedens — die herrliche Schauspielerin. Nun ist sie Frau Samzelius geworden — ihre Worte klingen wie feines Glas und Glocken durch den Raum. Sie ist prachtvoll im Zorn, in der mütterlichen Liebe, im Erinnern und im Sterben.

Gösta — er eilte durch die 13 Bilder, wie einst Gösta Ekman im Film — gedacht haben wir ihn uns immer noch größer und genialer... — — — — —

Eine Saga wurde Wirklichkeit... Draußen aber recken sich die Bäume des Berzelius-Parks wie Gespenster aus der Schnesdecke — leise fallen dicke Flocken auf die Stadt, Karl XII. spielt mit dem Degen und läßt sich vom brausenden Mälar Geschichten erzählen. Pelzmützen trotten lautlos umher. So still wie dieser Winterabend im frühen März rollen die Geschichten an unser Ohr und zwischen den breiten Schneeflocken geistert die Majorin vorbei. — Klingt Löwenborgs Spiel aus dem Mälar? — Tragen die Flocken Bettmanns Lieder durch die Stadt?... —

Königliche erhabene Stille erzählt von der Wildheit des Fosses, vom Punschgelage und von dem Herz, das das Fleisch nicht ertrug. Roh bricht das Eis, zerschellt an den Schären, und die erste warme Sonne wird die guten Knospen der Birken streicheln, die weißen Mützen werden wieder durchs Grün getragen, und in Lund und Uppsala singt man dem Frühling zu... Sterne leuchten durch die Nacht und in ihnen, vom Nebel befreit, die drei Kronen...

Da haben wir die Saga wieder gefunden.

DIE LÖSUNG

Eine Version erzählt, es seien Junge Hasen gewesen, die der Fuchs bedrohte; doch Kreise, die Björnsterne Björnson nahe-
gestanden haben, versichern, daß das Bild, um das es sich hier handelt, einen Schiffbruch dargestellt habe.

Ob nun Junge Hasen, oder Schiffbruch — eines ist sicher bei dieser Geschichte: Björnsonns weiches Herz.

Er übernachtete in einem kleinen Gasthofe im Harz. Ein altmodisches Zimmerchen, furchtbar gemütlich — anheimelnd — reizend, nur eines... eines!! An der Wand hing ein Kupferstich — ein Schiffuntergang! Björnson, dem gleich beim Eintritt ins Zimmer ein Stich durchs Herz gegangen war, beschloß, das schreckliche Bild am besten nicht weiter zu beachten. Doch schon nach kurzer Zeit zog es ihn unwiderstehlich dazu hin. Er setzte sogar seine Brille auf. Und sah nun erst recht deutlich — allzu deutlich, die Schreckensszenen, die ihm besser verschleiert geblieben wären.

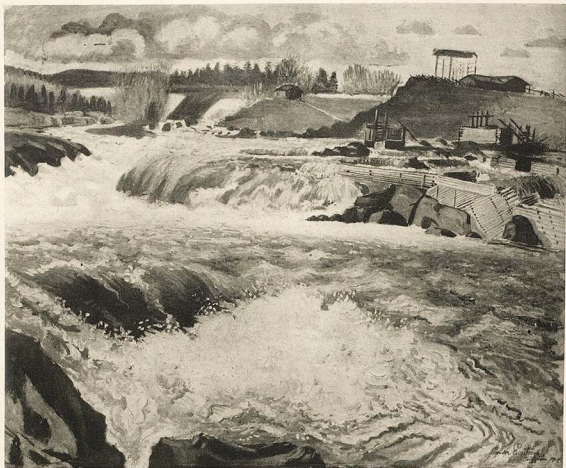
Da kämpften Ertrinkende um den letzten Platz im Boot... dort suchte mit schwindender Kraft eine Mutter ihr Kind über Wasser zu halten... und hier, hier schwamm ein armer verlassener Hund, der im Versinken das Maul öffnete, um seine Todesqual zum Himmel zu heulen.

Erschüttert legte Björnson die Brille weg. Aber die Vision von den Schiffbrüchigen wollte ihn nicht verlassen. Er fand keinen Schlaf; warf sich ruhelos hin und her. Die arme Mutter... der ertrinkende Hund... das süße kleine Kind...

Da kam ihm plötzlich eine Idee. Er stand auf, zündete seine Kerze an, ging zu dem Bilde und schrieb auf den unteren Rand des stockfleckigen Kupferstiches:

„Men alle blev reddet!“ — „Aber alle wurden gerettet!“ Legte sich darauf wieder zu Bett und schlief friedlich und erlöst bis zum anderen Morgen.

S. Rützow



Sörforsen. Bild aus Norrland

Leander Engström

„Heut haben wir die ‚Hedda Gabler‘ ausgepiffen!“

Am 31. Januar 1891 fand im Residenztheater in Anwesenheit Henrik Ibsens die Uraufführung seiner „Hedda Gabler“ statt. Sie verursachte einen Theaterskandal. Den ersten richtigen Theaterskandal in München.

Am Abend des letzten Januartages vor 45 Jahren ging es in München lebhaft zu. Die Residenzstraße und der Max-Joseph-Platz brodelten von Menschen. Man stand in Gruppen beieinander und debattierte, und wenn ein Uneingeweihter die schüchterne Frage tat: „Verzeihung, was ist denn hier los?“, so bekam er prompt die Antwort: „Grad haben wir im Theater den Herrn Ibsen ausgepiffen!“

Das war allerdings eine alarmierende Nachricht. Und der also unterrichtete Frager schob sich auch in den Menschenknäuel hinein und hoffte, noch mehr über den Fall Ibsen zu hören. Was war geschehen? Was hatte sich zugetragen? Nun, uner-

wartet war das Ganze nicht gekommen. Denn da war kurz vor Weihnachten 1890 die Buchausgabe des neuesten Ibsenwerkes erschienen. Man hatte die „Hedda Gabler“ gelesen, und war empört! Das war ja eine verabscheuungswürdige Person! Bald danach hörte man, daß das Stück Ende Januar im Residenztheater seine Uraufführung erleben solle, und wieder ein paar Tage später sickerte etwas geradezu Ungeheuerliches durch: das Urbild dieser abscheulichen, verdorbenen, satanischen Hedda sollte eine Münchnerin sein! Man kannte sogar ihren Namen — es war eine Dame der Münchner Gesellschaft, die sich einige Monate vorher vergiftet hatte. (Das damals aufzüngelnde Gerücht scheint eines wirklichen Untergrundes nicht entbehrt zu haben. Denn Ibsen hat selbst in den letzten Jahren seines Lebens noch gesagt: „Der Urgestalt der Hedda bin ich in den Münchner Hofgartenarkaden begegnet.“)

Ganz München sprach von der bevorstehenden Uraufführung der „Hedda Gabler“, und als der 31. Januar heranrückte, da war das

Residenztheater ausverkauft. Von vorneherein schieden sich zwei Gruppen, die des „Ibsen-Anhangs“ und die der Opponenten. Die Stimmung war wie von Elektrizität geladen, und als die berühmten Stellen kamen von „Sterben in Schönheit“ und „mit Weinlaub im Haar“ und als Hedda schließlich auch noch die ängstliche Frage tat, ob Ellert Döbverg sich in die Brust geschossen habe — da brach der Sturm los. Man zischte, man fand derartige Äußerungen ungemiein spaßhaft und bog sich vor Lachen. Schon nach dem zweiten Akt erhob sich lebhafter Widerspruch, und nach dem dritten setzte der scharfe Kampf der Meinungen ein. „Hedda Gabler“ fiel durch. Und — wie eine Kunstzeitschrift damals schrieb — „weil in Berlin gerade die Theaterskandale Mode geworden waren, wollte München auch einmal seinen haben“.

Es war der erste große Münchner Theaterskandal. Und er hat den Münchnern die Freundschaft Ibsens gekostet. Schon als das erste Lachen und das erste Mißfallen durchs Theater zischte, war er sehr bleich geworden, er saß mit zusammengeschnittenen Zähnen in seiner Loge. Nach dem dritten Akt trat er mitten im Lärm des Zischens und Lachens vor die Rampe und brachte es so weit, daß das laute Toben für eine halbe Minute abflaute. Aber nach dem vierten Akt war die Schlicht für ihn verloren. „Hedda Gabler“ war endgültig durchgefallen. Einige Wochen danach verließ Ibsen München für immer.

Wenn wir heute im Theatrumuseum die alten Kritiken der damaligen Sturmstage durchgehen, so stoßen wir auf die seltsamsten Ausprüche. Es zeigt sich, daß weder Kritiker noch Publikum schon reif dazu waren, um zu verstehen, was Ibsen mit diesem Stück der oberen Gesellschaftsschichten sagen wollte. A. R. in der „Post“ schreibt: „In der Rumpelkammer der Literatur werden Ibsens Mordinstrumente einst einen ehrenvollen Platz neben dem blutigen Messer von Zacharias Werner einnehmen“. Der „Moralist des Fremdenblattes“ entrüstet sich über Hedda Gablers „überaus laxen Begriffe“ und rüttelt das Publikum auf, „doch endlich einmal gegen derartige Machwerke energisch Front zu machen“. Das „Tagblatt“ meint, nur die wissenschaftlichen Erfahrungen eines Frauenarztes könnten die Handlungsweise dieses durch schlechte Erziehung verdorbenen und überspannten Frauenzimmers beurteilen, und der Kritiker der „Kölnischen Zeitung“ jammert, daß er die ganze Nacht herumgerannt sei, um einen Oedipus zu finden, der ihm Rätsel des Stückes lösen könne. Eine dieser Kritiken aber wurde geradezu vom Lesepublikum verschlungen. Sie war aufgemacht als Bericht aus dem Gerichtssaal und trug den Titel „Fall Hedda Gabler contra Jürgen Tesmann. Ein unglücklicher Eheskandal“. Man lachte und man verstand die Spitze, die sich gegen Ibsen richtete. War es doch allgemein bekannt, daß der Dichter im Café Maximilian täglich zuerst nach den Gerichtsberichten griff, und sich stundenlang in sie vertiefte. „Ah“, hatte man schon längst untereinander gesagt, „aus seiner, Gerichts-Saal-Leserei“, da bringt er seine abscheulichen Stoffe her!“

Die Rollen der Uraufführung waren in den Händen von Conrad-Ramlo, Dahn-Hausmann, Heese, Stury Keppler und Bonn gelegener. Der schauspielerische Erfolg hatte sich gut angelassen, trotzdem wurden die Darsteller des Beifalls, der ihnen galt, nicht froh. Es war kein gutes Gefühl, das in Enttäuschung versteinernde Gesicht des Dichters zu sehen.

Vor allem für Frau Conrad-Ramlo als Hedda war diese ganze Uraufführung eine starke Nervenprobe gewesen. Sie hatte schon zehn Jahre vorher Ibsens „Nora“ in München zuerst auf die Bühne gebracht, und wußte, daß es beinahe menschenunmöglich war, es dem Dichter recht zu machen. Schon damals hatte er zu ihr gesagt: „Wissen Sie, ich sehe auch in dem Theater überhaupt nur schlechte Kopien meiner inneren Phantasie. In mir habe ich alle Rollen selber durchgespielt. Ich weiß genau, wie sie sein sollten!“ und das war ja nicht gerade aufmunternd für die Darstellerin einer Hauptgestalt. Als er dann von dem Intendanten Perfall hörte, daß dieser die Conrad-Ramlo auch für die Urgestalt der Hedda aussersehen habe, winkte er mit Händen und Füßen ab. „Nein, nein, so sieht in meiner Seele die Hedda durchaus nicht aus!“

In anderen Rollen sah er sich die Trägerin der Hedda-Rolle überhaupt nie an. Denn Ibsen ging ja prinzipiell nur in seine eigenen Stücke. Und als ihm Frau Conrad-Ramlo einmal zuredete, sie doch auch einmal in einem anderen Schauspiel zu sehen, um sich doch ein Urteil über ihre Fähigkeiten bilden zu können, da schüttelte er nur unwirsch den Kopf. „Gute Dame“, sagte er verbissen, „verlangen Sie so etwas nicht von mir. Wer das alles selber in sich hat — Trauerspiel und Lustspiel — der hat's nicht nötig, ins Theater zu rennen.“

Nur zu den Proben erschien er ziemlich oft. Dann leuchtete sein weißer Backenbart aus der Kulissenreihe hervor, und sein scharfes Auge, das unablässig auf den Spielenden ruhte, machte die Stimmung noch nervöser, als sie es ohnedies durch die Gestaltung des ungewohnten Stoffes war.

Einige Tage nach dem Theaterskandal im Residenztheater erschien in einer norddeutschen Zeitung eine Kritik, die eine so köstliche Anregung enthält, daß sie es verdient, als theatergeschichtliches Kuriosum festgehalten zu werden. Der Kritiker schlug allen Ernstes vor, man solle doch auch „Hedda Gabler“, wie es zehn Jahre vorher mit „Nora“ geschehen war, mit zwei verschiedenen Schlüssen geben. An einem Abend sollte der herbe Original-Schluß Ibsens gespielt werden, am nächsten ein süßversöhnender. Dann könne das Publikum selber wählen, was es anschauen wolle: scheußlichen Naturalismus oder ein Stück, „aus dem man mit moralisch erhabenen Herzen heimgehen könne“.

Dieser Vorschlag entsprach aber den Münchnern nicht. Sie waren weder für den „scheußlichen Naturalismus“ noch fürs „moralisch erhabene Herz“. Und so ist uns diese Lösung erspart geblieben, das eine witzige Feder damals schlagfertig zum vielbelächelten Wort vom „Durchhaus-Drama mit zwei Ausgängen“ gestempelt hat.

Rützw

Kaiser's
Kräuterturen
gegen
Ropf
u. **Baldern**
Tee zum Trinken
und Umhänge
Unschädlich, wirksam,
sich die besten
Brotkrumen
Friede. Kaiser's
Gebrauch
bei Kindern

Lest die
„JUGEND“


VIERTE REICHSTAGUNG
DER NORDISCHEN GESELLSCHAFT
LUBSK, 18. — 21. JUNI 1937

Klischee
für Backwaren
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 — Tel. 27667

Werbung
bringt
Arbeit

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

In der Sonnabendnacht da war Tanz auf dem Wege

In der Sonnabendnacht da war Tanz auf dem Wege,
es klang schallendes Lachen und Spiel durchs Gehege,
und es ging mit hopp he und juchheil!
Der Spielmann Nils Uttermann, schwach von Verstande,
saß Harmonika spielend am Wegesrande,
's ging dudeldum, dideldum deil!

Da war Bolla aus Tak'ne, die hat sich gewaschen,
sie ist niedlich und schmuck, doch hat nichts in den Taschen,
sie ist neckisch und spaßig und keck.
da war Christel, die trotzige, tobende, wilde,
da war Finnback-Birgitte, Katrine, Matilde
und die schnipp'sche Maria aus Bäck.

Da war Peter aus Toppsta und Gustav aus Backen,
das sind Jungen, die stampfen fest auf mit den Hacken,
und wie schwingen die Mädchen sie, gelt!
Da war Flaxmann, der Kätner, und Klas aus dem Sprengel,
und Pistol, der Rekrut, von Hövalta der Bengel,
und Karl-Johann aus Schneidersfeld.

Und als hätten sie brennendes Feuer im Leibe,
sprangen Grashüpfern gleich sie zum Zeitvertreibe,
auf den Steinen klatschte der Schuh.
Und die Röckschöße flatterten, Schürzen sich schlangen,
und die Zöpfe, sie flogen, die Röcke sich schlangen,
die Musik aber dudelt dazu.

Und im Birken- und Erlen- und Haselstrauchdüster
summt' ein raunend Getuschel und wirres Geflüster
in dem schattigen Waldreier.
Es ging Toben und Spiel über Stöcke und Steine
und gegirrt und gekost ward im laubigen Haine:
— „Willst du haben mich, hast du mich hier.“

Und die Nacht kam mit schimmernden Sternen gezogen,
und im glitzernden Schein auf den plätschernden Wogen
lag der See in des Laubwaldes Grund.
Es kam Duft von dem Klee auf den blühenden Feldern,
von den harzigen Zapfen in Tannenwäldern
auf der schattigen Höhen Rund.



Mitsommertanz

Anders Zorn

Und ein Fuchs stimmte ein in die lustigen Lieder,
und des Uhu Ruf gellte von dem Himbeerwald nieder,
aber denen war's ganz einerlei.
Immer wieder hallt „Uhu!“ vom Geißberg das Schreien,
und als Antwort auf Nils Uttermans Dudeleien
klang es dudeldum, dideldum deil!

Gustaf Fröding ist einer der volkischen Dichter Schwedens. Die Natur und das Volksleben seiner Heimat Värmland hat er mit Frische und Humor sondergleichen gestaltet. Er hat in den wenigen Jahren seines Dichterlebens die schwedische Lyrik bereichert wie keiner vor ihm. Dem größten aller schwedischen Dichter Karl Mikael Bellman steht er am nächsten.

DER PELZ

Erzählt von Sophie Rützow

Knut Hamsun war in Kopenhagen. Hatte am Vormittag bei Gyldendal gesessen und zwei Stunden lang wegen eines Vorschusses auf die dänische Übersetzung der „Stadt Segelfloss“ verhandelt — ein Vorschub, der natürlich viel zu niedrig ausfiel! Hatte am Nachmittag Läden besichtigt und eingekauft — natürlich viel zu teuer!

Am Abend saß er nun — unerkannt — bei Wivel, um die Ärgernisse des Tages wenigstens durch ein gutes Essen auszubalancieren. Aber es war ein dies atra, jener Tag. Die Suppe nicht nach seinem Geschmack — der Fisch zu grätig — der Aquavit nicht eisgekühlt. Und nun gar die Süßspeise!

„Süßspeise...!“ ruft Knut Hamsun, „soll das Süßspeise sein? Das ist ja Seifenschaum!“ Nimmt die Schale mit Schlagsahne,

Reis und Kirschen und wirft sie — weißglühend vor Wut — hinter sich.

Im selben Moment ein Schrei: „Mein Pelz!!!“

Ein kleiner dicker Herr mit bäugstlegendem rotem Kopf kommt fauchend an Knut Hamsuns Tisch gestürzt.

„Sie Herr! Was unterstehen Sie sich! Unglaublich — bei Wivel mit Schlüssel um sich zu werfen! Sie Tellerschmeisser! Sie werden meiner Frau den Pelz ersetzen!“

„Pelz ersetzen...“ schnarrt Knut Hamsun. „Gut.“ Geht in die Garderobe, läßt sich seinen Pelz aushändigen, kommt wieder in das Lokal und legt ihn wortlos der Dame hin. Dann verläßt er olympischen Schrittes das Restaurant.

Den Pelz hatte er am Nachmittag von Gyldendals vormittägigem Vorschub gekauft. —

1937 / JUGEND Nr. 24 / 15. Juni 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. / Verantwortlich für Schriftleitung und Anzeigen: Karl Schilling. München. / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8. / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstr. 8—10, Tel. 207 65. / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. / Alle Rechte vorbehalten. / Nachdruck strengstens verboten. / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München. / D.A. 1. Vj. 37: 4700. Pfr. Nr. 3. / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. / Rücksendung erfolgt nur bei beigelegtem Porto. / Abbestellungen nur 4 Wochen vor Quartalsende.

JUGEND IM NORDISCHEN LACHEN



„Kannst du verstehen, daß er sich nicht mehr an unser Brüderchen erinnern kann?“



„Das war nicht schön von dir, ihm gerade jetzt zu sagen, daß er Zwillinge bekommen habe.“

Eric sagt sein Abendgebet schrecklich laut: „Lieber Gott, bring mir ein großes Schaukelpferd zum Geburtstag und...“
Mutter: „Du brauchst doch nicht so zu schreien, der liebe Gott ist doch nicht taub!“

„Ja, aber Papi ist doch im Zimmer nebenan.“
(Vart Hem)

„Sag mal, mein Kleiner, weshalb hat denn deine Mutter hinten auf deinen blauen Anzug einen rosa Flicker gesetzt?“
„Das ist ja gar kein Flicker, das bin ich.“
(Hjemmet)

Zwei kleine Freunde trafen sich im Schulhof. „Hör mal, Hans“, sagte Peter, „ich habe ganz vergessen, dir zu sagen, daß du selbstverständlich morgen mit uns auf den Ausflug kommen sollst. Du wirst doch mitmachen?“

„Das ist jetzt zu spät“, antwortet Hans düster, „ich habe schon gestern in meinem Abendgebet gebetet, daß es morgen Gewitter geben möchte.“

(Familie Journal)

Mama kommt ins Kinderzimmer und sieht die kleine Olle sitzen und sich den blutigen Daumen mit einem Leinenlappen verbinden.

„Was hast du denn gemacht?“

„Ich schlug mich mit dem Hammer auf den Daumen.“

„Aber ich hörte dich doch garnicht schreien.“

„Ich habe ja nicht gewußt, daß Mama zu Hause war.“
(Vart Hem)

Lehrer: „Wenn du in der einen Hosentasche anderthalbe Krone hast und in der anderen zwei —, was hast du da im ganzen?“

Schüler: „Nichts — was mir gehört!“
(Vart Hem)



„Ich kann nichts sehen.“ — „Laß mich mal schauen, ich hab kleinere Augen.“